

Offener Schreibebrief von Missus Lizzie Sauerampfer.

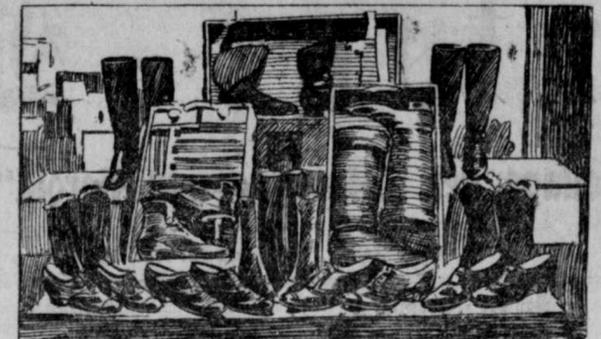
Mein Allerwertester!
 Was ich edelgedacht hier, ist gehaepend: der Mitter Sauerampfer, wo mein Hosenband ist, hat ein ganz ferchterliche Hof mit mich gereicht. Sie wüsste nit denke, daß ich mehrlie effreht for im sin, noster, ich bin immer mein Bille gehabt, von die erschte Eund an, wo ich mit ihm gange sin un ich hen — zwische Jhne un mich — auch jetzt noch die Hofe an. Das is howerhaupt, was einige Frau soll — ich denke, e Frau is en Fruhl, wann se nit die Hofe anhat. Die Mennohols, das is e artig interesett un wann sch do e Frau nit uff die Hinnersfühlt, dann is se geleffte. Ich sin froh, daß ich mein Alie richtig gewöhnt hen. Well, anwer, was ich hen sage gewollt. Er hot hoch e gerecht, das war schon nit mehr schön. Ich will Jhne die Geschicht verzehe. An en schöne Morgen is er von den Weddesweiler komme un ich hen geschmeilt, daß er Wigtie gedrunke gehabt hot. Ich gleiche Wigtie als e Reddenen un nemme wann un dann auch als emol en Drink, wann ich nit gut fiele. „Hoffe widder emol schiedst gefiehl?“ hen ich gefragt. Wie er mich keine Emmer gewote hot, do hen ich gefragt, ob er denn den Weddesweiler sein Wigtie bald ab abrenute hätt. Er hot mich en ferchterliche Bild zugeworfe, daß mich's einstalt immerlaufe hot. „Jehs“, hot er dann gesagt, „ich drinke nor for den Riesen, daß du widder ebbs in das Pehper zu schreibe hot.“ Ich hen mich geeunert un sell hot ihm mid gemacht un er sagt: „Was hot du überhaupt for e Wigtie immer hoch zu schreibe? Sell is e Schelm.“ Ich heit gar nit fide, wann Du die Wahrheit schreibe beifst, anwer es sin nids wie Leis, wo Du in das Pehper schreibe duht.“ „Ich kat so“ hen ich so recht knippig gewoht, bitahs es hot schon gefart, in mich zu beule. „Jehs, das is so“ hot er gerüffelt, als wie en Löw, wann mer ihn e rehr gewotes Portier Hausflecht eregnemme duht, un dann hot er ausgepakt, wie er's in sei ganzes Leue noch nit gedahn hot. Er sagt: „Du hot geschreibe, ich war en Hausmedt gewese, das is so, anwer warum sin ich einer gewese? Blos for mei Gesundheit! Ich hen zu wenig Eckerfesse gehabt un do hot mich der Dacter den Eckerfesse gewese, daß es gut for mich nit, wann ich e wenig schaffe beft. Ich hätt jo einigen enneren Schapp liege, bitahs die Zeit hen sich all un mich geriffe, anwer der Schapp, die laufende Geschäfte zu besorge, hot mich besser gefuht un do sin ich Hausmedt geworde. Biefefds das is do arch gar nids dabei un ich tenne e ganze Katt praminente Männer, wo in ihre Jugend Hausmedt gewese sin un jetzt laufe se mit Deimend-Stotts un Strohpeips erum un gehn aus den Weg, wann se en kammene Lecherer miete, for Fier, daß se sich an ihn drecke mache un wo mit biöse, daß se selmbede Männer sin. Un dann rech e anneres Ding: Du hot doch den Hausmedt geheirat un Du wartest frch, daß Du ihn kriegt hot un Du hot alle sein Finger nach ihn geleit. Von mein Willdehrstand do hot Du nids gesagt in das Pehper —“
 Do hen ich ihn unterpriet: „Weil ich dich nit zu artig blamire gewollt hen. Ich weiß gut genug, daß sie Dich nor ferzahn Dag behalte hen, bitahs se hen Dich nit emol for's Pehper-Viele juhse geforn.“
 „Sell is e Lei“, hot do der Philipp gesagt, se hen mich ehrenvoll bischaffahrtich un hen gesagt, wann's Krieg gewote beft, dann behite se widder for mich schide, bitahs als Manonefutter beft ich noch lang mit gehn. Dann machst Du Riemabr's wider mein Saluhn, daß ich do kein Eucksef von hätt mache sömme. Warum anwer nit? bitahs Du hot die Kostiemerfch fortgeschleert. Du bist zu stinsche gewese, e wenig Lunsch uffzusehe un die Kostiemerfch gleiche auch nit alle Dag freit Lwinver zu trage. Un wenn en Kostiemer so ebaut drei bis mehrere Glas Bier bei mich verzehret hot, dann hot Du ihn gefragt, er sellt heimgehn un sollt Brot for sei Rids kause. Ich sin en Ehrenmann un doch juh ferzett it. Sonst beft mei Dichter un mei Beiohgracht nit in den Buch von die berühmte Deifche steln, wo ich zwanzig Dollar läfche Geld for bezahlt hen. So, jetzt hot Du's un wann Du nit knuhte duht, in das Pehper zu schreibe, dann kannst Du all die Troffel hen wo Du willst. Un noch e anner Dina. Du schwinst crig frod an Dein Meddehname zu sein. Sell war mich auch ebbs. Hanffstengel zu beifse, ich denke der Name Sauerampfer is for einigen Menfche gut genug. For mich is er emnkau gut genug. Un ich denke for Dich auch un wann ich Dich nit gefeircht hätt, dann wärst Du heut noch e geborene Hanffstengel, bitahs en annerer wär nit so bumm gewese un hätt Dich gekiralt. Die ganze Stadt macht frod wann inwer mich un se lönne's gar nit erwarthe, bis das Pehper kommt, bitahs se wolte all sehn, was Du inwer mich zu sae hot. Ich anwer sae: Du beft happst obber Du werst e Ding obber zwoe asümme.“ Wie er das seigt hot, do hot er sein Deis uffgelegt un is fort. Er hot die Dohr zugefchlännt, das das ganze Haus geschloht hot. Un beirett un den Weddesweiler is er gange! Was denke Se jetzt von se en Mann? Verdient der inwerhaupt so e gute Frau wie mich?

Ich sollt sage nit. Anwer wann er denkt, daß ich stappe bebt, zu schreibe, dann is er schief gewickelt. Jetzt ercht recht! Un wann er heim kommt, mehlie, dann duhn ich kein Ding zu ihm. Anwer um eins frag ich Jhne, mein Allerwertester, sehe Se nor immer mein Meddehname inner mein Brief. Erstens fucht er sich drinwer un zweitens duhts so schön saunde. Wann Se anwer edsträ Espensjes mit hatowe, dann könne Se auch den Hanffstengel eweg werfe. Well, so elang!
 Mit wille Riegahrds
 Juhrs trulie
 Missus Philipp Sauerampfer,
 geb. Hanffstengel.
 Postfchripddumm. Printe Se doch den Hanffstengel recht fett. Blies.

Typen aus Monte Carlo.

Der Finanzkeller.
 Der große Speiseaal war schon ziemlich leer. Die tiden Deckellene, welche das Aussehen von geheimen Kommerzianten und die Würde von ergrauten Diplomaten hatten, gaben ihren flinken Untergebenen die Anweisung, die Schüsselchen mit Sardinien und Tomatenalat von den Tischen zu nehmen und die roten Lichtschirmen an den silbernen Leuchtern wieder zurecht zu rüden.
 Durch die Glaswand der Veranda, auf welcher wir sahen, überblidete man den sonnendurchflutheten Platz vor dem Kasino. Er war jetzt noch der Frühstundstunde fast leer, so daß man unwillkürlich die einzelnen Gestalten, die sich dort bewegten, beobachten mußte. Ein gut gekleideter, aber ordinär aussehender Mensch mit grauem Badenbart sah auf einer der Bänke. Die ganze Zeit über, während wir gestrichelt hatten, lag er dort: unbeweglich, theilnahmslos, den Blick immer auf die Thüren zum Palaste der Bank gerichtet. Nur zweimal war er aufgesprungen und hatte dabei jedesmal ein großes Portefeuille herorgewogen, dem er eiliche, offenbar vorher abgezählte Banknoten entnahm. In demselben Moment war ein kleiner alterer Herr fast athemlos die wenigen Stufen, die von dem Kasino ins Freie führen, herabgesprungen, hatte das Gelbpäpchen des Graubärtigen entgegengenommen und war ohne zu grüßen wieder über die Stufen hingegeeilt, während sich Jener tief verbeugte, sich dann wieder auf seinen Platz setzte, eine Weißstirnig in einem alten Notizbuch macht, das er bedächtlich herauszog und zurücksteckte, und dann wieder unbeweglich sich weiter von der Sonne beschleichen ließ.
 Eben jetzt spielte sich die nämliche Scene zum dritten Male ab. Der Kleine kam athemlos herbeigeeilt, der Andere gab ihm pfeifmatisch von dem Inhalt der Briefstache; der Eine lief wieder hinein, und Jener sah auf's Neue in der Sonne. Zwischen Beiden schien bei der ganzen Aktion kein Wort gewechselt zu werden.
 „Heute scheint das Geschäft bei Theotatis wieder gar nicht zu gehen“, sagte Beatrice und lächelte. „Das ist nämlich ein großer Bankier aus Wien, ein Armenier, tolosal reich.“
 „Ich sah mir den Mann in der Sonne an, der in seiner Großmüchigkeit durchaus nicht wie ein Armenier aussehete“, Beatrice sagte das Gläschen Echartreuf nieder, das sie gerade zum Munde führen wollte. „Wo denken Sie hin?“ belehrte sie mich. „Der kleine Duedsilberne ist Theotatis. Ach, Sie verunnethen, der dicke Etienne dort wäre ein Bankier, weil er dem Anderen das Geld aiebt? Keine Spur! Das ist, wenn Sie ein liebenswürdiges Wort anwenden wollen, ein Geldvermittler, wenn Sie aber die fern von dieser Zauberei übliche Momentatur wünschen, ein Ducker.“
 „Und der Inhaber eines großen Bankhauses steht mit einem solchen Individuum in Beziehungen?“ fragte ich verblüdet.
 „Es ist für ihn das Bequemste“, erwiderte meine Freundin. „Theotatis spielt gern und leidenschaftlich. Er kennt seine Leidenschaft und weiß, daß es seine Summe gäbe, die er nicht im Moment lieberhaft Erregung aus dem grünen Tisch verschwinden ließe, wenn er sie bei sich hätte. Er hat deshalb ein sehr einfaches Mittel gefunden, um sich zu beherrschen. Niemals mehr und niemals weniger als viertausend Franken in der Tasche. Das ist seine Devise. Diese Viertausend braucht er aber vielleicht zwanzigmal am Tage. Das sind achtzigtausend. Hätte er die ganze Summe bei sich, dann könnte sie sofort weg sein. So aber muß er immer von dem Saale heraus, wenn er ins Berliner kommt, und erhält immer wieder nur Viertausend. Er küßt sich eine Sekunde lang ab, kommt zur Besinnung und hütet sich vor allzu großen Einlagen.“
 „Ich begriff immer noch nicht, weshalb der armenische Rabob zu einer solchen Selbsterziehung und Spielhygiene sich mit einem Ducker in Verbindung zu sehen brauchte. Da konnte er doch seinen Diener, den er ohnehin täglich aus Nizza mit herüberbringen mochte, beauftragen, vor dem Kasino mit dem Finanzproviand zu warten.“
 „Sie kennen die Psychologie des Spielmenschen noch immer nicht“, sagt Beatrice. „Wenn Theotatis sich das Geld leiht und dem dicken Etienne dafür ein paar hundert Franken täglich zahlt, hat er immer den Anreiz, es wiederzugeben zu müssen. Sobald er mit seinen Viertausend ordentlich gewonnen hat, kommt er auch heraus und

Ein eigenthümliches königl. Hochzeitsgeschenk.



Die Liebingsstöcher der Königin von England, Prinzessin Beatrice, erhielt, als sie den Prinzen Heinrich von Battenberg heirathete, ein Geschenk von ihrer königlichen Mutter, das den praktischen Sinn derselben kennzeichnete — nämlich eine Sammlung von Schuhen und Stiefeln. Sie waren in prächtvolle Schachteln eingepackt — sechs Paare von derselben Sorte in einer Schachtel. Es befanden sich in der Sammlung alle Arten von Reistiefeln und Stiefeln für sehr kaltes Wetter, aber auch mit Spitzen prächtig ausge-

händigt seinem Finanzwächter eine größere Summe ein. Mit dem eigenen Geld hätte er diesen Trieb zum Festhalten nicht. Und überdies will er weder von seinem Geschäft in Wien noch von den Bankhäusern an der Riviera, bei denen er doch sonst fortgesetzt Summen erheben und wieder einzahlen müßte, kontrollirt werden. Mit Etienne rechnet er ab, wenn er fortreist. Dabei redet er sich auch ein, daß sein Risiko beschränkt ist. Denn mehr als hunderttausend Franken werden ihm sein Finanzmann kaum zur Verfügung stellen können. Die verliert er aber gewinnend damit, während der Andere auf alle Fälle Dreißigttausend als Nutzen beiträgt. So sind beide Theile zufrieden.
 Diese Lust hier ist wirklich erstaunlich“, sagte ich kopfschüttelnd. „Wie jede Pflanze sich hier anders entwickelt und absonderliche Formen annimmt, so thut es auch der Mensch. Ein großer Bankier, in dessen Buchhalterei daheim jeder sorgfältig pennigweise der Zuschnitt berechnet wird, und der sich Kopfschmerzen darüber macht, wenn man den Diener um ein Viertel Prozent erhöht, zählt hier sorlos mehrere hundert Prokrante an einem Ducker. Und ein Geldverleiher, der anterwärts tausend Rauteilen und Unterschriften und Wechsel verlangen würde, giebt große Summen her, ohne daß er sich auch nur den Empfang bekümmert läßt.“
 „Das Verhältnis zwischen Theotatis und Etienne ist in dieser Beziehung noch gar nicht so merkwürdig“, meinte Beatrice. „Der Armenier ist sicher. Das weiß seine graue Pump-Eminenz sehr genau. Aber es gibt Geldverleiher, die noch viel leichtsinniger scheinen und doch dabei ganz gute Resultate erzielen. Sie sollen gleich sehen. Auguste!“
 Einer der behäbig aussehenden Kellner trat heran.
 „Madame und Monsieur beschließen Malta?“
 „Nein, Auguste, den Kaffee haben wir schon. Ich wollte nur fragen, wie die Geschäfte gehen“, sagte Beatrice.
 „Mein Gott, Madame, die Saison ist ganz gut im Gange; alle Zimmer belegt.“
 „Anfinn, Auguste, ich meine nicht die Geschäfte des Hotels, sondern Ihre eigenen.“ Und dabei wiegte sie verständnißvoll den Kopf.
 Auguste nahm eine halb bedauernde halb ironische Miene an, ohne jedoch die Grenze jener devoten Höflichkeit zu überschreiten, welche dem wohlgeschuldeten Kellner anhaftet. „Haben Madame Pech gehabt?“
 „Nein, für mich brauche ich kein Geld“, wehrte Beatrice lächelnd ab. „Auch Monsieur nicht“, ergänzte sie, da sie den Blick des Kellners auf mir ruhen sah.
 Auguste athmete auf. „Es wäre mir auch gerade heute sehr peinlich gewesen, denn ich hätte Madame nicht wissen können. Lauter Aufgehände. In den nächsten Tagen müssen zehn Mille eingehen. Geftern war ich wirklich in Verlegenheit. Ein sehr feiner Herr, ein österreichischer Offizier, brauchte Geld. Ich hatte nichts mehr flüssig, aber wollte den Mann doch nicht im Stich lassen. Gehe also nach Hause und lasse mich die Spartaassen meiner Kinder geben. Die wollten erst nicht, aber ich sagte ihnen: Gebt nur her, Ihr bekommt auch gute Interessen. Man muß die Kinder bei Zeiten für das praktische Leben erzihen. Aber die paar hundert Franken langten nicht. Mit Mühe und Noth bekam ich denn zwanzigtausend bei meinen Kollegen drüben im Cafe zusammen. Es ist eine wahre Kalamität: die Kellner drüben im Cafe haben nie flüssiges Kapital. Verzetteln es immer in Kleinigkeiten. Geben zwanzig und dierzig Franken an abgebrannte Spieler, die ihnen eine Uhr zum Pfand dalassen. Es ist rein lächerlich. Wenn Einer eine kleine Summe will, und wenn er gar ein Pfand läßt, soll man ihm nichts geben. Die können ins Leibhaus gehen. Da oben auf französischem Gebiet sind ja genug solche Armeleutgeldstellen.“ Und Auguste deutete auf den Berg, der am Ende der Palmallee hinaufführt.
 „Wir hier im Fürstenthum brauchen

Madame, so habe ich auch in diesem Falle nichts eingeblüht. Man sagt ja wohl: In Polen ist noch nichts verloren.“
 Mit dieser Wendung, die er offenbar für geistreich hielt, wollte sich Auguste einen Abgang machen, wie es in der Theatersprache heißt. Denn er verbeugte sich und ging zur Kasse, um unsere Rechnung abzurechnen zu lassen.
 „Halb Ganymed, halb Merkur“, sagte Beatrice. „Ein Kellner, der seinen Gästen Kassencheine servirt.“
 Als wir aufstanden, sahen wir Herrn Theotatis zum dritten Mal die Treppe hinunterlaufen. Etienne sah ruhig weiter auf seinem Plage.
 „Der Mann erhebt sich dort ein Vermögen“, dachte ich. „Anderwärts erschleichen sich die Leute Aemter und höhere Stellen. Andere Länder, andere Sitten.“

Ein Besuch.

Humoreske von Wilh. Großmann.
 Es giebt Menschen, die stets Pech haben, man nennt sie Schlangkroch „Pechvogel“.
 In diese Kategorie gehörte auch Werner, der Sohn des reichen Fabrikbesizers Lassen.
 „Wer stets nur Pech gehabt im Leben, wird es endlich auch gewohnt“, sinat der vielberühmte Bettelstudent. Werner Lassen konnte das nicht von sich sagen, im Gegentheil, bei jeder Gelegenheit verzweifelte er in stets steigender Tendenz.
 Unser Pechvogel stand vor dem Spiegel und betrachtete sein Konterspiel. Häßlich war es nicht, das hatten ihm schon viele gesagt, besonders wenn er den braunen Schnurrbart emporzwickelte. „Du, nur immer sicher aufsteigen, alter Junge, wenn Deine Augen nämlich so häßlich unübersehbar, wie beim Portfisch, der zum ersten Mal in den Bassal tritt, dann machst Du das größte Schaßgeschäft, was je existirt“, hatte ihm ein guter Freund auf Ehrenwort versichert.
 Der junge Mann hatte entschieden Glück bei den Weibern. Da war zum Beispiel die kleine Anny Behrens, welche auf dem Gise in dem niedlichen Schiffschiffstüme, in dem sie zum Ansehen ausah, stets so lange herumlegierte, bis er nicht mehr widerstehe konnte — soweit war er bald — und sie zu seiner Partnerin machte. Daß er sich bis über die Ohren in Anny verliebte, war gewiß nicht seine Schuld, dafür hatte er aber auf dem Gewissen, daß die kleine netliche Dame bis zum Rotendwerden für ihn schmämte.
 Heute nun wollte er Herrn Behrens seine Aufwartung machen, um bei ihm un die Hand seiner Tochter anzuhaken.
 Er hatte bei Anny einige zarte Andeutungen fallen lassen und diese hatte nicht „nein“ gesagt — das bedeutet bekanntlich „ja“.
 Jetzt schlüpfte Werner in den Frack und zog schließlich seinen Baletot an, welcher aber der augenblicklichen Mode wegen die Saufe des Gehrades zu mannelhaft verdeckte. Schnell stetzte er diefelben unter und zwar fest, damit nicht am Ende einer beim Gehen hervorruade.
 Als er aus der Hausthür trat, fing es leise an zu schneien.
 „Das kann auch nur mit passieren“, dachte Werner, und winterte einen Tropfen, damit sie ihn an den Bestimmungsort befördere.
 Als er vor der Behrens'schen Villa stand, durchschritt er den kleinen Vorgarten. An der Hausthür kuppig lag ein nicht gerade allzu appetitliches Schauerwied, welches beim Schauern der Steintreppe war.
 „Ach, heute ist ja Sonnabend“, dachte er, „hätte auch einen anderen Tag wählen können.“
 Vorfichtig erklieg er die Treppe und betrat den mit Moikat belegten Vorflur. Da! Ein Arch!
 Werner Lassen war ausgerückt und hatte sich mit Aplomb hingefest.
 „Ach, ich Unglücksmensch“, dachte er, während die Schauerfrau sich theilnahmsvoll danach erkundigte, ob he denn nicht kiesen könnte — warum mötens denn grad“ in die grüne Sepp rinlegen.“
 „Lassen Sie sich ja nicht stören“, entgegnete er biffig, indem er sich bemühte, seinen Körper wieder in die fertredte Stellung zu bringen.
 Da wurde die Windfangthüre geöffnet und Anny erschien. „Ach du lieber Gott, Herr Lassen!“
 Man sah ihr an, daß sie nur mit Mühe das Lachen unterdrückte.
 „Fräulein Anny — diese Situation

Grunde ist es gar nicht so schlimm, weil ich sie ja doch beinahe leer gefressen habe.“
 Werner war gerührt; daß taum ein Bonbon herausgenommen war, daß konnte er wohl sehen. Er überlegte schnell, eine wie große Bonboniere er seiner Anny aufenden konnte, ohne daß sein Portemonnaie hinten im Wlo nat zur Kur zu seinem Vater wandern müßte.
 Werner entschuldigte sich noch vieltaufendmal, aber Anny wollte davon nichts wissen.
 „Nein, Herr Lassen, ich habe selbst Schuld; warum mühte ich die Schachtel auf den Stuhl setzen — also sprechen wir nicht mehr darüber.“
 „Zu güttig, mein Fräulein. Aber Ihr Vater ist heute wohl nicht zu sprechen?“
 „D gewiß, Herr Lassen. Papa muß jeden Augenblick aus dem Geschäft kommen und Mama wird auch bald erscheinen. Was führt Sie denn her, wenn ich fragen darf.“
 „D — Fräulein Anny — Sie wissen ja — ich sprach ja schon davon — ich möchte Ihrem Herrn Vater und Ihrer gnädigen Frau Mutter — etwas sagen —“
 „Aber ist es denn gar so schlimm, daß Sie plötzlich so veritört aussehn?“
 „D, Fräulein Anny — Sie wissen ja —“
 „Aber ich bitte Sie, ich erinnere mich wirklich nicht —“
 „Auf der Eisbahn —“
 „Gestern —“
 „Janwohl, als Sie mir darauf sagten, daß die Russt so schlecht spiele —“
 „Ach so, da erzählten Sie mir, wenn ich nicht irre, daß Fräulein Walter Mittags getraut würde.“
 „Ganz recht.“
 „Und nun?“
 Werner blidete Anny verblüfft an, „er verstanden Sie mich denn nicht?“
 „Verstanden?“
 „Aber Fräulein Anny, lieber Fräulein Anny —“
 „D, Herr Lassen —“ Anny wurde plötzlich verlegen; ihr schien eine elektrische Bogenlampe aufzugehen.
 Eine halbe Stunde später sitzt die kleine Familie mit dem neugebackenen Bräutigam beim Champagner, um die Verlobung würdig zu begießen.
 Werner hat sein Glas in der Hand und will es an die Lippen führen, da fällt sein Blick in den wandelbaren Spiegel — „ohoh! Das Glas würde zerlen hingeschmettert sein, wenn nicht der Smyrna-Teppich es vor dem hiesigem Lode demahrt hätte.“
 Werner sintt föhnen auf einen Stuhl — die Fradtschöffe — entsehtlich — vergessen, loszumachen — darum — darum erft die lädelichen Gesichter — entsehtlich! Tableau.

Zu Markte getragen.

Dem Eugenio Faria da Teixeira, dessen Bildnis wir hiermit bringen, ist ein Verwandter des ehemaligen Kaisers von Brasilien, des Dom Pedro II. Er wohnt in New York und leidet gegenwärtig an Geldmangel, weswegen er gern seinen Titel Marquis da Agua Branca für einige Tausend Dollars an den Mann bringen möchte. In einem New Yorker Tageblatt hat er denselben zum Verkauf angezeigt. Als der Marquis vor drei Jahren nach New York kam, schätzte man sein Vermögen auf \$50,000,000. Er kaufte eine schöne Residenz und ließ das Geld nur so fliegen. Später heirathete er eine reizende Amerikanerin und gab ihr zu Ehren große Feste. Die Gäfte in dem Hause des Marquis an Westend Avenue und 105. Straße fanden manchmal Diamant - Vorlesungen neben ihren Tellern als Erinnerungsgaben vor. Dann verschwand seine Frau und der Gelmann verschaffte sich in Dakota ein Schreidungsdiplom.



Es folgten Gerüchte über finanzielle Verlegenheiten des Marquis. Man erzuh, daß er von Schwindlern des noch übrigen Vermögens beraubt worden sei. Zur Aufwindigung des Verleufers seines Titels trieb ihn die Mittellosigkeit. Kauflustige müssen, wenn Amerikaner, Mitglieder des Cincinnati - Ordens, der Royal Legion oder der Sons of the Revolution sein.
 Die „Ballische Zeitung“ (Nr. 353) berichtet aus Verdiesgaben: „Wie dort geschrieben wird, brachte die Gabelle des Bamberger Kaisers - Manen-Regiments um acht Uhr früh dem Geburtsstagsfeste eine Morgen-Serenade dar, und Abends bot das Verlebtegaderer Hof einen geradezu märchenhaften Anblick.“ Es wäre richtiger gewesen, wenn das Hof am Morgen den märchenhaften Anblick geboten und die Serenade am Abend stattgefunden hätte.